

Geschichte der deutschen Sprache

von

Dr. Peter von Polenz
o. Prof. an der Universität Heidelberg

Erweiterte Neubearbeitung
der früheren Darstellung von
Prof. Dr. Hans Sperber

Achte, verbesserte Auflage



Sammlung Göschen Band 4015

Walter de Gruyter
Berlin · New York · 1972



Copyright 1972 by Walter de Gruyter & Co., vormals G. J. Göschen'sche Verlags-
handlung – J. Guttentag, Verlagsbuchhandlung – Georg Reimer – Karl J. Trübner –
Veit & Comp., Berlin 30. – Alle Rechte, einschl. der Rechte der Herstellung von
Photokopien und Mikrofilmen, vorbehalten. – Printed in Germany.

Satz und Druck: Mercedes-Druck, Berlin 61

ISBN 3 11 004203 7

Inhalt

	Seite
Sprachwandel und Sprachgeschichte	5
I. Vorgeschichte der deutschen Sprache	
1. Die indoeuropäischen Sprachen	11
2. Das Germanische	15
3. Römischer Spracheinfluß	22
4. Die germanischen Dialekte	25
II. Frühmittelalterliches Deutsch	
1. Hochdeutsch und Niederdeutsch	28
2. Entstehung des deutschen Sprachbewußtseins	34
3. Anfänge deutscher Schreibsprache	37
4. Christianisierung des deutschen Wortschatzes	41
III. Hoch- und spätmittelalterliches Deutsch	
1. Veränderungen des Sprachraumes	45
2. Phonologische und morphologische Veränderungen	47
3. Ritterliche Dichter- und Standessprache	53
4. Sprachliche Leistung der deutschen Mystik	59
5. Anfänge deutscher Gebrauchsprosa	62
6. Mittelniederdeutsch, Mittelniederländisch, Jiddisch	68
7. Hochdeutsche Kanzleisprachbereiche	72
IV. Neuhochdeutsch	
1. Phonologische und morphologische Veränderungen	79
2. Wirkungen des Buchdrucks	85
3. Luther und die Reformation	87
4. Lateinischer Spracheinfluß	92
5. Normative Grammatik	99
6. Französischer Spracheinfluß	105
7. Sprachreinigung und Sprachpflege vom 17. bis 19. Jahrhundert.	108
8. Der Weg zur klassischen Literatursprache	117

	Seite
V. Deutsch im 19. und 20. Jahrhundert	
1. Von der Gemeinsprache zur Einheitsprache	131
2. Gemeinsprache und Fach- oder Gruppenwortschatz	136
3. Englischer Spracheinfluß	139
4. Stilschichten	148
5. Literatursprache und Sprachkrise	156
6. Politik und Sprache: vor 1945	160
7. Politik und Sprache: nach 1945	173
Textproben	186
Auswahlbibliographie	190
Abkürzungen und Symbole	202
Register	203

Sprachwandel und Sprachgeschichte

Sprache hat, als ein hörbares Kommunikationsmittel, linearen Zeichencharakter, z. B. im Unterschied zu einem bildlichen Verkehrsschild: Sie existiert nur im Zeitablauf. Das zeitliche Nacheinander der Laute und Wörter muß zwar bis zum Abschluß des Satzes oder einer anderen kleineren Redeeinheit als ein Miteinander gegenwärtig bleiben. Aber schon eine vor fünf Minuten gesprochene Äußerung kann der Vergessenheit anheimfallen; und der einzelne Sprachteilhaber wie die ganze Sprachgemeinschaft wissen in der Regel nicht mehr viel von dem, was sie vor zehn oder zwanzig Jahren gesprochen haben. Sprache ist in hohem Grade immer wieder ein Neuvollzug, bei dem selbst das schon oft Gesagte meist anders gesagt wird. Schon aus diesem Grundcharakter der Sprache — nicht nur aus dem Wandel der Welt und der Menschen selbst — erklärt es sich, daß sich jede Sprache ständig verändert. Zwar kann die schriftliche Fixierung einer Sprache diesen Prozeß verlangsamen; und die Gewöhnung an eine geregelte Schriftsprache kann über die Unaufhaltsamkeit des Sprachwandels hinwegtäuschen. Aber stillgelegt wird der Sprachwandel niemals, es sei denn, es handelt sich um eine in Traditionen erstarrte reine Schriftsprache wie das Latein, das von keiner wirklichen Sprachgemeinschaft mehr gesprochen wird und deshalb heute keine Geschichte mehr hat.

Der Sprachwandel wird vom normalen Sprachteilhaber gewöhnlich nicht bemerkt, denn Sprache funktioniert immer nur als unbedingt gültiges synchrones Kommunikationssystem einer gegenwärtigen Sprachgemeinschaft, muß also als grundsätzlich unveränderlich erscheinen. Nur demjenigen, der ein außergewöhnliches Erinnerungsvermögen hat oder mit Sprachdokumenten aus der Vergangenheit zu tun hat, ist die diachronische Blickrichtung möglich, die den Sprachwandel erkennen läßt. Wer nur selten dazu Gelegenheit hat und nur zufällige Einzelheiten des Sprachwandels beobachtet,

ist meist darüber verwundert und neigt zu der Ansicht, früher habe man noch ‚falsch‘ gesprochen, oder aber (in sentimentaler oder historistischer Ehrfurcht vor der Vergangenheit): die Sprache der Altvorderen sei noch nicht vom modernen Zeitgeist ‚verderbt‘ gewesen. Schon seit uralten Zeiten sind die Menschen über den Sprachwandel und die damit zusammenhängende Sprachverschiedenheit beunruhigt gewesen. Sie haben das unfaßliche Phänomen der Wandelbarkeit und Zersplitterung der doch unbedingte Gültigkeit beanspruchenden Sprache mythologisch gedeutet als eine Strafe für Sünden, die die Menschen vom göttlichen Ursprung der einen und wahren Sprache entfernt habe (Babylonische Sprachverwirrung). Die Vorstellung von der göttlichen ‚Ursprache‘ und der Heillosigkeit der Menschensprachen und ihrer Geschichte wirkt teilweise noch bis in die Zeit der Romantik nach; und die Klage über den ständigen ‚Sprachverfall‘ ist noch heute ein beliebter Topos in der kulturpessimistischen Sprachkritik, nicht zuletzt weil man gewohnt ist, die lebende Sprache der Gegenwart am Vorbild des ‚Klassischen‘ oder des ‚Urtümlichen‘ zu messen. Seit der Aufklärung werden Sprachwandel und Sprachverschiedenheit mehr und mehr als selbstverständliche Erscheinungen der menschlichen Sozialgeschichte anerkannt. Moderne Soziolinguistik meidet die Verabsolutierung des abstrakten Begriffes ‚eine Sprache‘ und sieht ‚Sprachgeschichte‘ mehr als Geschichte des sprachlichen Handelns und Handelnskönnens von Gruppen.

Nicht alle diachronische Sprachbetrachtung ist schon Sprachgeschichte. Die Beschreibung historischer Sprachzustände und -vorgänge ist zunächst Aufgabe der historischen Grammatik und historischen Wortkunde. Aber ein z. B. für Etymologie und Textphilologie noch so wichtiger Lautwandel muß nicht auch sprachgeschichtlich relevant sein. Die Sprachgeschichtsschreibung wählt aus den Ergebnissen dieser Forschungsrichtungen die für die Entwicklung einer Sprache wesentlichen Erscheinungen des Sprachwandels aus und sucht auch nach ihren möglichen außersprachlichen Ursachen oder Wirkungen, sei es im politischen, sozialen, wirtschaftlichen, religiösen oder geistesgeschichtlichen Bereich, sei es mit

der Frage nach dem Verhältnis zwischen Sprache und Schrift, zwischen Sprachgemeinschaft und Sprachraum oder nach dem Einfluß von fremden Sprachen. Sprachgeschichte fragt also nach der historischen Stellung der Sprache in der Gesamtkultur der jeweiligen Sprechergruppen.

Die Geschichte einer Sprache, auch einer modernen Kultursprache, beschränkt sich nicht auf die Sprache der Dichter oder die Hochsprache der Gebildeten. Sprachgeschichte ist nicht nur Stilgeschichte der schönen Literatur und der gepflegten Sprachkultur. Auch andere Stilbereiche müssen berücksichtigt werden, von der Gebrauchsprosa in Wissenschaft, Verwaltung, Politik, Wirtschaft und Technik bis zur spontanen Umgangssprache der verschiedenen sozialen Gruppierungen. Literatursprache und Hochsprache sind nur besondere Ausprägungen innerhalb einer Sprache. Sie ruhen oft auf nur schmaler sprachsoziologischer Basis; und es darf nicht vorausgesetzt werden, daß sie den wirklichen Sprachzustand einer Zeit repräsentieren oder daß sie für den allgemeinen Sprachwandel allein ausschlaggebend sind. Die neuere Forschung legt deshalb besonderen Wert darauf, auch in früheren Sprachperioden hinter der Zufälligkeit oder Einseitigkeit der schriftlichen Überlieferung etwas von der sprachsoziologischen und stilistischen Differenzierung zu erkennen.

Sprachwandel kann sich auf verschiedene Weise im Sprachraum und damit in den Sprachgemeinschaften vollziehen. Die ältere Sprachwissenschaft rechnete meist nur mit organischem Wachstum von einer urtümlichen Einheit zur Vielheit durch Aufspaltung einer Sprache in Tochtersprachen (,Stammbaumtheorie'). Seit den siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts wurde man mehr auf die Beeinflussung der Sprachen untereinander durch den Verkehr aufmerksam. Sprachliche Neuerungen können sich von einem Zentrum her überallhin ,ausbreiten' (Monogenese), so daß sie in manchen Gegenden früher, in anderen später auftreten. Diese ,Wellentheorie' arbeitet mit der abstrakt-dynamischen Vorstellung der ,Sprachströmung' oder ,Sprachstrahlung', muß aber in der sprachsoziologischen Wirklichkeit mit dem Nachahmungstrieb rechnen und mit einer großen Zahl zweisprachiger Menschen,

die eine Neuerung von einer Sprache in die andere übertragen können. Dabei spielt das sprachsoziologische Gruppenbewußtsein eine Rolle, das die Neuerungen einer anderen Sprache sich nicht nur passiv aufdrängen läßt, sondern oft auch — wie in der Mode — den sprachlichen ‚Mehrwert‘ des fremden Sprachgebrauchs anerkennt und in stillschweigender Übereinkunft einen aktiven ‚Sprachanschluß‘ vollzieht. Einer allzu einseitigen Anwendung der Wellentheorie tritt neuerdings die ‚Entfaltungstheorie‘ entgegen, die viele zeitlich-räumliche Unterschiede aus polygenetischer Entwicklung erklärt. Ähnlich wie sich die Baumbüte im Frühling in der einen Landschaft früher als in der anderen entfaltet, so können auch in der Sprachentwicklung gemeinsame ‚Prädispositionen‘ mehrerer Sprachen oder Dialekte hier früher und dort später wirksam werden. Die Einzelercheinungen des Sprachwandels sind oft nur äußere Symptome, deren Ursachen tiefer liegen (z. B. Akzent, Intonation oder etwa die Neigung zum analytischen Sprachbau) und mit oft sehr alten Entwicklungstendenzen der Sprachstruktur zusammenhängen. Es gibt, mindestens im formalen Bereich der Sprache, Kettenreaktionen, die sich über Jahrhunderte und Jahrtausende erstrecken können (vgl. O. Höfler und J. Fourquet).

Die Entfaltungstheorie kommt damit der strukturalistischen Richtung in der modernen Sprachwissenschaft entgegen, die — ausgehend von den Sprachtheorien Ferdinand de Saussures, Leonard Bloomfields und anderer Linguisten der ersten Jahrzehnte dieses Jahrhunderts — Sprache als ein System sich synchronisch gegenseitig bedingender Elemente und deren Relationen zueinander betrachtet (Sprache als ‚langue‘, ‚competence‘). Die Sprachgeschichtsschreibung wird künftig, mehr noch als es heute schon möglich ist, über die vielen Einzelheiten des Sprachgebrauchs (Sprache als ‚parole‘, ‚performance‘) hinaus zu den sprachstrukturellen Wandlungen vordringen müssen. Sprachgeschichte als methodologisch gesicherte wissenschaftliche Disziplin ist eigentlich erst dann möglich, wenn die Unterschiede in den Sprachsystemen verschiedener Epochen, also erst einmal diese Systeme selbst, exakt und vollständig erkannt und beschrieben sind. Dies

bedeutet die theoretische Forderung nach dem Primat der synchronischen vor der diachronischen Linguistik. Beim gegenwärtigen Stand des Methodenstreits ist zunächst nur ein Kompromiß möglich. Es muß damit gerechnet werden, daß manche von Forschergenerationen überbewertete Erscheinungen des Sprachwandels — ungeachtet ihrer Bedeutung für herkömmliche philologische Fragestellungen — nur Auswirkungen von Sprachzustands-Regeln sind, noch nicht Sprachveränderungstatsachen. So wie die einzelnen Züge bei einem Schachspiel nur die (regelmäßig wiederholbare und variable) Anwendung eines Systems darstellen, nicht eine Veränderung des Schachspiels selbst als System, so sind viele Einzeltatsachen des Sprachwandels oder der räumlichen Sprachverschiedenheit nur Auswirkungen von Regeln innerhalb eines Sprachsystems ohne sprachgeschichtliche Relevanz. Wenn z. B. ein sprachliches Element *a* eines früheren Sprachzustandes später in der Umgebung *x ... y* stets als *b* erscheint, in allen anderen Umgebungen aber *a* bleibt, so ist das diachronische Verhältnis zwischen *a* und *b* nur eine Veränderung des Sprachgebrauchs innerhalb des gleichgebliebenen Systems, das synchronische Verhältnis zwischen *a* und *b* nur Angelegenheit ihrer Verteilung (Distribution) auf alle möglichen Umgebungen. Die Relation zwischen *a* und *b* wird erst dann als Erscheinung des Systemwandels sprachgeschichtlich interessant, wenn diese komplementäre Distribution ungültig wird, z. B. *a* und *b* in gleicher Umgebung mit einer semantischen Unterscheidung (in Opposition, $\neq$) vorkommen können. Dann ist *b* eine für das System relevante Einheit (ein Graphem, Phonem, Morphem oder Lexem). Auf den Gebieten der Graphematik, Phonematik und Morphematik können solche Erkenntnisse der Sprachstruktur bereits heute für die Sprachgeschichte fruchtbar gemacht werden. Für die Syntax und lexematische Semantik werden die entsprechenden strukturellen Methoden erst in neuester Zeit entwickelt. Die heute möglichen Einzelbeobachtungen zur dt. Wortschatzgeschichte haben noch keinen hohen Grad von Systematisierung. Bei Aussagen über Wandlungen des ‚inneren Weltbildes‘ der dt. Sprache (L. Weisgerber nach W. v. Humboldt) sollte man deshalb zunächst noch vorsichtig

sein, zumal dazu auch strukturelle Vergleiche des Deutschen mit anderen Sprachen nach genau der gleichen Methode notwendig wären.

Die Sprachgeschichtsforschung ist heute noch weithin auf Intuition und kursorisches Arbeiten an Teilbereichen des Sprachsystems angewiesen. Seit einigen Jahren, besonders seit dem Aufkommen der generativen Grammatik N. Chomskys und seiner Nachfolger, bemühen sich viele Linguisten unter dem Einfluß der modernen Logik um bessere theoretische und definitorische Arbeitsansätze und exaktere Formalisierung der Beschreibungssprache. Vorausgesetzt, daß das Fehlen von Sprachkompetenz (d. h. Beherrschen der Sprache, Bewertung der Grammatikalität von Sätzen) beim Erforscher historischer Sprachzustände durch verlässliches Quellenmaterial und durch die Kenntnis linguistischer Universalien aus der Erforschung lebender Sprachen kompensiert werden kann, ist historische Sprachforschung unter folgenden Voraussetzungen möglich (nach H. Isenberg): Sprachveränderungen müssen analysiert und dargestellt werden als Relationen zwischen zwei Grammatiken (d. h. Regelsystemen zur Erzeugung aller zulässigen Sätze mit dazugehörigem Lexikon) — ähnlich wie sie auch zwischen den Grammatiken koexistenter Stile bestehen — und zwar in der Weise, daß eine Menge von Erweiterungsregeln die Regelmenge G_1 in die Regelmenge G_2 überführt, wobei die Veränderungen in Minimalschritten formuliert werden müssen, um kausale Interpretationen zu ermöglichen. Dieser Theorie muß allerdings eine Metatheorie über die Veränderbarkeit aller natürlichen Sprachen und eine Theorie der Spracherlernung (einer wichtigen Ursache für Sprachwandel) vorausgehen. Da nicht alle Veränderungen innersprachlich erklärbar sind, ist als zweiter Teil der Theorie der historischen Sprachforschung eine Theorie und Metatheorie der historischen Sprachentwicklung nötig, in der die Beziehungen zwischen Sprache und sozialen Bedingungen und zwischen Sprechen und Urteilen über Sprache behandelt werden, wobei die interdisziplinäre Zusammenarbeit mit Psychologie, Soziologie, Ethnologie, Kommunikationswissenschaft u. a. notwendig wäre. Eine solche theoretisch konzipierte Sprachgeschichte gibt es noch

nicht. Wir müssen uns heute noch mit der punktuellen und unsystematischen Erfüllung vieler solcher Forderungen begnügen.

I. Vorgeschichte der deutschen Sprache

Die Geschichte der deutschen Sprache beginnt strenggenommen erst mit dem Einsetzen schriftlicher Überlieferung in deutscher Sprache im 8. Jahrhundert. Damals, im christlichen Reich Karls des Gr., vollzog sich der sprachsoziologische und sprachinhaltliche Übergang von Germanisch zu Deutsch. Allenfalls kann man die germanischen Dialekte Mitteleuropas seit der Völkerwanderung als ‚Vordeutsch‘ bezeichnen. Die weitere Vorgeschichte des Deutschen läßt sich durch Sprachvergleichung über die germanischen Dialekte bis in die indoeuropäische Sprachenfamilie zurückverfolgen.

1. Die indoeuropäischen Sprachen

Von diesem vorgeschichtlichen Sprachzusammenhang weiß man seit den Entdeckungen Sir William Jones' (1786) und Franz Bopps (1816), die erkannt hatten, daß die seit dem zweiten vorchristlichen Jahrtausend überlieferte Literatursprache der alten Inder, das Sanskrit, mit den meisten europäischen Sprachen verwandt ist. Für den in der deutschen Sprachwissenschaft eingebürgerten Begriff ‚Indogermanisch‘ (Idg.) sagt man nach internationalem Gebrauch meist ‚Indoeuropäisch‘ (Ie.). Fernzuhalten ist hier die teilweise in der älteren englischen Sprachwissenschaft dafür übliche Bezeichnung ‚Arisch‘ (Aryan), denn dieser Name für die engere indisch-persische Sprachverwandtschaft (davon der Name *Iran*, aber auch *Armenien*, *Albanien*) hat durch seine allmähliche Übertragung auf alle Indoeuropäer und schließlich seine Verwendung im Sinne von ‚nichtjüdisch‘ in der deutschen Rassenideologie des 19. und 20. Jh. Unheil angerichtet.

Die Vorstellung der älteren Indoeuropäistik von einer einheitlichen ie. ‚Ursprache‘, die sich in Tochtersprachen ‚aufgespalten‘ habe, war nur eine Abstraktion für etymologische Zwecke. Das erst 1906 bei Ausgrabungen in Kleinasien auf Keilschrifttafeln entdeckte Hethitische (ca. 1800 v. Chr.) ist älter als das Sanskrit, gleicht aber keineswegs dem vermeintlichen Urindoeuropäischen. Es hatte wahrscheinlich Kehlkopflaute (Laryngale), die sich in anderen ie. Sprachen nur noch in indirekten Nachwirkungen zeigen, und war im Formenbau wesentlich einfacher. Das ie. Flexionssystem wird sich also erst im Laufe der Zeit in den Einzelsprachen ausgebildet haben, wobei die Gemeinsamkeiten durch Entfaltung gemeinsamer Anlagen ebenso wie durch gegenseitige Beeinflussung der Sprachen entstanden sein können. Die nachweisbare geographische Verbreitung der ie. Sprachen ist zweifellos das Ergebnis von Wanderungen. Sie reicht vom Keltischen in Spanien über viele tausend Kilometer hinweg bis zum Tocharischen in Turkestan. Dazwischen lassen sich von Anfang an nicht-indoeuropäische Sprachen nachweisen. In der Frage nach der ‚Urheimat‘ (oder besser dem Gebiet zeitweiliger engster Berührung) der ie. Völker schwankt die Forschung zwischen Mitteleuropa, Nordeuropa und Innerasien.

Sprachtypologisches Kennzeichen der ie. Sprachen ist der flektierende oder synthetische Sprachbau. Die syntaktischen Beziehungen der Wörter zueinander werden vornehmlich durch Endungen oder Vorsilben ausgedrückt, die wohl dadurch entstanden sind, daß nach- oder vorangestellte Wörter durch Akzentabstufung mit dem Wortstamm zu festen Flexionsformen verschmolzen, ähnlich wie noch im frühmittelalterlichen Deutsch der anlautende Konsonant des nachgestellten Pronomens ‚du‘ zum festen Bestandteil der Konjugationsendung der 2. Person sg. wurde (ahd. *gibis*, mhd. *gibest*, ‚gibst‘). Wie weitgehend dieses Flexionsprinzip z. B. im Sanskrit genutzt wurde, zeigt etwa der Vergleich zwischen einer Verbform wie *dāsyāvahe* (1. Person Dual Futur Medium vom Stamm *dā* ‚geben‘) und ihrer nhd. Umschreibung ‚wir beide werden für uns geben‘. In vielen ie. Sprachen — nicht in allen in der gleichen Weise — hat sich eine Fülle flexivischer Ka-

tegorien entwickelt: bis zu 8 Kasus, 3 Numeri, 3 Genera Verbi, 4 Modi, 7 Tempora. Im Innern des Wortstammes wurde die Abstufung und Abtönung des Wortakzents für die Flexion genutzt, die sich später im Germanischen zum System des Ablauts der Wurzelsilbenvokale der starken Verben ausbildete (griech. λείπω — λέλοιπα — ἔλιπον, ahd. *ritan* — *reit* — *giritan*).

Diese reiche Ausbildung des grammatischen Systems beweist keineswegs, daß die ie. Sprachen sprechenden Völker eine besonders fortgeschrittene Kultur gehabt hätten. Die aus dem Sprachenvergleich abstrakt gewonnene Summe von Flexionsmöglichkeiten ist in keiner der ie. Sprachen vollständig nachzuweisen. Der mehr analytische Bau moderner Sprachen mit Hilfsverben, Präpositionen, Artikeln und syntaktischen Fügungsweisen für Aspekt, Aktionsarten usw. ermöglicht eine feinere, flexiblere semantische Differenzierung. Der sprachinhaltliche Vergleich mit ganz anders gearteten grammatischen Systemen amerikanischer Eingeborensprachen hat auch gezeigt, daß die aus dem ie. Sprachbau erwachsene Art begrifflicher Welterfassung durchaus nicht für ideal und unübertrefflich gehalten werden darf.

Eine ie. Gemeinkultur läßt sich sprachlich schwer nachweisen. So ist das bei Indern, Griechen und Römern am frühesten ausgebildete Dezimalsystem in den Zahl- und Maßwörtern der ie. Sprachen noch bis heute sprachlich vermischt mit Resten eines einst weitverbreiteten gedoppelten Sexagesimalsystems (z. B. ahd. *einlif* ‚11‘, d. h. ‚eins übrig‘, entsprechend *zwelif* ‚12‘, nhd. *Dutzend* ‚12‘, *Schock* ‚60‘, engl. 1 foot = 12 inches, usw.). Für die kräftige Ausbildung eines differenzierten Begriffsfeldes der Großfamilie spricht eine Reihe gemeindoeuropäischer Verwandtschaftsnamen, für eine über das Nomadentum hinausgehende Lebensführung der Besitz von Wörtern für Acker, Pflug, Joch, Wolle, für Hausbau und Kulturpflanzen und wohl auch der Umstand, daß unter den ie. Tiernamen eine auffallend große Zahl von Wörtern ist, die später Haustiere bezeichnen. Ein nicht unbedeutendes Niveau der Technik läßt sich u. a. erschließen aus dem Vorhandensein von ie. Wörtern für den Wagen und

seine Bestandteile, sowie daraus, daß wenigstens ein Metall, dessen Bezeichnung im deutschen *Erz* fortlebt, einen Namen hat, der in allen Teilen des ie. Sprachgebietes wiederkehrt.

Nach der verschiedenen Behandlung der palatalen Verschlußkonsonanten teilt man das Indoeuropäische herkömmlicherweise in zwei Hauptgruppen ein. In der östlichen Gruppe (Indisch, Iranisch, Armenisch, Baltisch-Slawisch, Albanisch) ist ein Teil der *k*- und *g*-Laute durch Zischlaute in der Art von *sch* und *ž* (franz. *j*) vertreten, während die westliche (Keltisch, Italisch, Griechisch, Germanisch, Illyrisch, Venetisch) diese Laute unverändert beibehält. Das ie. Wort für ‚hundert‘ (**kmtóm*) behält also im Lateinischen (*centum*, sprich *kentum*), Griechischen (ἑκατόν), Keltischen (altir. *cēt*) sein *k* unverändert bei, und auch der Anlaut von got. *hund*, ahd. *hunt* ‚hundert‘ weist auf ein zunächst unverändertes vorgerm. *k* zurück. Dagegen finden wir in der östlichen Gruppe schon von der ältesten Zeit an einen *sch*- bzw. *s*-Laut (altind. *śatám*, altiran. *satəm*, litauisch *šimtas*, altslaw. *suto*). Diese Unterscheidung in ‚Kentum-Sprachen‘ und ‚Satem-Sprachen‘ wurde aber fragwürdig durch die Entdeckung des Hethitischen und Tocharischen, zweier asiatischer Kentum-Sprachen, die räumlich eher zur anderen Gruppe gehören sollten. Auch lassen sich über jene konsonantische Gruppierung hinweg alte engere Beziehungen zwischen Germanisch, Slawisch, Baltisch und Tocharisch nachweisen, während das Verhältnis der beiden Kentum-Sprachen Italisch (Lateinisch) und Griechisch nicht so eng gewesen sein kann.

Innerhalb der westlichen Gruppe stand das Germanische in naher Verwandtschaft zum Italischen. Man denke z.B. an die auffallenden Wortgleichungen lat. *tacere*, got. *þahan* ‚schweigen‘, *ducere*, got. *tiuhan* ‚ziehen‘, *paucus*, ahd. *foh* ‚wenig‘, *longus*, ahd. *lang*, *com-munis*, ahd. *gi-meini*, *dicare*, ahd. *zīhan*, oder an die Gleichheit des Suffixes in lat. *vir-tus* (Gen. *virtutis*), *senec-tus* (*senectutis*) und got. *mikil-duþs* ‚Größe‘, *ajuk-duþs* ‚Ewigkeit‘. Da Gründe zu der Annahme vorliegen, daß die Italer ebenso wie die Griechen erst in verhältnismäßig später Zeit von Norden her in ihre historischen Wohnsitze eingedrungen sind, liegt der Gedanke nahe, daß wir

in ihnen ehemalige, auch sprachlich nahverwandte Nachbarn der Germanen zu sehen haben.

Auch mit dem Keltischen, das noch in historischer Zeit in Süd- und Westdeutschland benachbart war, ist das Germanische durch eine Reihe von Wortgleichungen verbunden, die aber wenigstens zum Teil den Eindruck sekundärer Entlehnungen machen und also weniger auf ursprüngliche Sprachverwandtschaft als auf zeitweilige kulturelle Beeinflussung hindeuten. Das germ. Wort **rīkaz* (got. *reiks*) ‚Herrscher‘ kann eine vor der germanischen Lautverschiebung erfolgte Entlehnung aus dem gleichbedeutenden kelt. *rīg* sein, das seinerseits auf einen ie. Stamm **rēg-* zurückgeht (vgl. lat. *rex, regis*). Während nämlich ie. *ē* im Keltischen lautgesetzlich zu *ī* wird, hätte es im germanischen Wort, wenn es eine direkte Fortsetzung von ie. **rēg-* wäre, zunächst erhalten bleiben, später aber zu *ā* werden müssen. Altes Lehnwort aus dem Keltischen ist auch ahd. *ambahti* ‚Amt‘, got. *andbahts* ‚Diener‘, das genau einem aus lateinischen Quellen bekannten kelt. *ambactus* ‚Diener‘ entspricht. Andere auffallende Übereinstimmungen, die zum Teil auf Entlehnung, zum Teil auf Urverwandtschaft beruhen mögen, sind germ. **aiþa-* ‚Eid‘, altir. *oeth* (gemeinsame Grundform **oito-*), germ. **gīsla-* ‚Geisel‘, altir. *giall* (aus **gheislo*), germ. **tūna-* ‚Einfriedung, befestigte Siedlung‘ (nhd. *Zaun*), gall. *dunum*, vgl. engl. *town*, germ. **marha* ‚Pferd‘, altir. *marc*, an. *reid* ‚Wagen‘ (zu germ. *rīðan* ‚fahren, reiten‘), gall. *rēda*. Sehr auffallend ist auch die nahe Übereinstimmung in der keltischen und germanischen Namengebung. Der Sachbereich dieser Entlehnungen und Gemeinsamkeiten deutet auf enge politische und wirtschaftliche Beziehungen zwischen Kelten und Germanen in vorrömischer Zeit. In den frühesten römischen Berichten über die Bevölkerung Mitteleuropas, sogar beim ersten Auftreten des Namens *Germani*, lassen sich Kelten und Germanen kaum voneinander unterscheiden.

2. Das Germanische

Vermutlich erst zu einer Zeit, als die indoeuropäischen Völker Südeuropas längst in das Licht der Geschichtsschreibung gerückt waren, trat ein sprachliches Ereignis ein, das die

ie. Vorstufe des Germanischen zu einer von den übrigen ie. Sprachen getrennten Sondergruppe machte: Die germanische oder erste Lautverschiebung. Durch eine umfassende Umbildung des Konsonantismus, die nur eine Minderzahl der ie. Konsonanten unberührt ließ, wurden die ie. stimmlosen Verschußlaute *p(h)*, *t(h)*, *k(h)* — außer in den Verbindungen *sk*, *sp*, *st* — zu den entsprechenden Reibelauten *f*, *þ* (= engl. *th*), *χ* (= *ch*); vgl. lat. *pater*: got. *faðar*, lat. *cornu*: got. *haur̥n* (aus älterem **χurna*) lat. *tres*: got. *þreis*;

die ie. stimmhaften Verschußlaute *b*, *d*, *g* zu den entsprechenden stimmlosen Verschußlauten *p*, *t*, *k*; vgl. griech.-skythisch βαίτη, 'Rock': got. *paída*, lat. *genu*: got. *kniu*, lat. *duo*: got. *twa*;

die stimmhaften aspirierten Verschußlaute *bh*, *dh*, *gh* zu den stimmhaften Reibelauten *ð* (sprich *w*), *ð* (weichem engl. *th* in *the*), *g* (norddeutsch *g* in *Tage*); vgl. lat. *fero* (aus **bhero*, altind. *bharāmi*): got. *baira* 'trage', griech. Θύρα (aus **dhura*): got. *daúr* 'Tür', lat. *hostis* (aus **ghostis*): got. *gasts* 'Fremdling'.

Die durch den erstgenannten Vorgang entstandenen stimmlosen Reibelaute *f*, *þ*, *χ* (später *h*) sowie der einzige stimmlose Reibelaut, den schon das Ie. besessen hatte, nämlich *s* (= *ß* in dt. *reißen*), wurden dann stimmhaft, also zu *ð*, *ð*, *g*, *z* (= *s* in dt. *reisen*), wenn im Ie. nicht die unmittelbar vorhergehende Silbe den Hauptton getragen hatte (Verners Gesetz); vgl. das Nebeneinander von got. *brōþar* 'Bruder' aus ie. **bhrātēr*, altind. *bhratar* (Stammbetonung) und got. *faðar* 'Vater' aus **pātēr*, altind. *pitár* (Endbetonung).

Nach diesen Lautveränderungen, die meist nur mit Merkmalswechsel, noch nicht mit einem Systemwandel verbunden waren, stellte das Germanische sicher noch keine selbständige Sprache dar. Die späte Wirksamkeit des Vernerischen Gesetzes zeigt, daß noch nach der *ptk*-Verschiebung der freie ie. Akzent herrschte. Doch der Reichtum an Reibelauten (auch Engelaute oder Spiranten genannt), den das Germ. nach der 1. Lv. besaß, muß schon damals ein typisches Merkmal gewesen sein.

Das Übergewicht an scharf klingenden Lauten (*f*, *þ*, *χ*, *s*) ließ den Unterschied zwischen stimmhaft und stimmlos im germ. Lautsystem allmählich zurücktreten, was weitreichende Folgen

bis über die 2. Lautverschiebung hinaus hatte. Die Ursachen der 1. Lv. werden von der neueren Forschung (z.B. J. Fourquet) in der innersprachlichen Kausalität phonematischer Wandlungen gesucht. Auch auf Parallelen in anderen ie. Sprachen ist hingewiesen worden. Ältere Theorien über fremdsprachige Einflüsse (Substrattheorie), Klimawechsel oder kriegerischen Volkscharakter bleiben unbeweisbar.

Für die Frage nach dem Alter der Lautverschiebung beweist das Wort *Hanf*, daß die Lautverschiebungsvorgänge im 5. Jahrhundert v. Chr. noch nicht stattgefunden hatten oder noch nicht abgeschlossen waren. Dieses Wort (ahd. *hanaf*, ags. *hænep*, aisl. *hampr*) geht auf einen germ. Stamm **hanap-* zurück, die lautverschobene Form des griech. κάπναβις. Im Griechischen aber ist das Wort, wie uns ausdrücklich bezeugt wird, ein thrakisch-skythisches Lehnwort, das erst zu Herodots Zeiten eindrang. Die Germanen werden es nicht vor den Griechen kennengelernt haben. Zum Beweis, daß die Lautverschiebung im 3. oder 2. Jh. v. Chr., zur Zeit der ersten Berührungen mit den Römern, abgeschlossen war, hat man auf die Tatsache hingewiesen, daß die römischen Lehnwörter im Germanischen nicht mehr von der Lautverschiebung ergriffen wurden und germanische Namen und Wörter in lateinischen Quellen ausnahmslos verschoben sind.

Ein zweiter, für die Sprachstruktur viel wichtigerer Vorgang war der germanische Akzentwandel. Trotz einiger Parallelen im Italischen und Keltischen ist er durch seine Folgen zu einem Wesensmerkmal der germanischen Sprachen geworden. Er veränderte die konstitutiven Faktoren der Sprache und hat sich nicht nur (wie die Lautverschiebung) im Bereich des rein Lautlichen ausgewirkt. Während nämlich im Indoeuropäischen der Wortakzent ebensogut auf irgendeiner Flexions- oder Vorsilbe ruhen konnte, wird er im Germanischen regelmäßig auf die Wurzelsilbe konzentriert (vgl. griech. πατήρ — dt. *Váter*, ἀπόδειξις — *Beweis*). Dieser Akzentwandel scheint sich nicht rein mechanisch als phonetische Anfangsbetonung (Initialakzent) oder als etymologische Wurzelsilbenbetonung ausgewirkt zu haben. Die Wurzelsilbe ist meist zugleich der sinnstärkste Bestandteil des Wortes (z. B. *Unter-*

weis-ung-en), und bei dt. Zusammensetzungen wird mitunter nach logisch-semantischen Prinzipien nicht der erste Bestandteil betont (z. B. *ü'bersetzen* — *übersétzen*, *Dreigróschénoper*, *Langeweílle*, *Muttergóttes*, *allmä'chtig*, *willkómmen*). Schon im germanischen Akzentwandel ist eine wortinhaltliche Tendenz zu vermuten.

Hand in Hand mit dieser Entwicklung ging eine andere, die den ursprünglichen musikalischen Akzent des Indoeuropäischen in einen vorwiegend expiratorischen (oder dynamischen) verwandelt; d. h. die Modulationen der Tonhöhe spielten fortan bei der Betonung der Wörter gegenüber den Unterschieden in der Expirationsstärke nicht mehr die gleiche Rolle, wie dies innerhalb des ie. Akzentsystems der Fall gewesen sein muß (vgl. Ablaut). Der weitgehende Zusammenfall von Starkton und Hochton im Wortakzent der nhd. Hochsprache ist die letzte Konsequenz dieser Entwicklung.

Der germanische Akzentwandel ist ferner wichtig für die Entstehung des germ. Stabreimverses (Alliteration). Obwohl der Stabreim als stilistische Figur auch in solchen Sprachen eine Rolle spielt, bei denen die Anfangsbetonung nicht konsequent durchgeführt ist, so konnte er zu seiner überragenden Bedeutung doch nur gelangen durch jene Konzentration von Starkton, Hochton und Sinn-ton. Die große Anzahl noch heute im Deutschen fortlebender stabreimender Formeln (*Haus und Hof*, *Kind und Kegel*, *singen und sagen*, *gang und gäbe*) dürfen wir demnach als Nachwirkung des germanischen Akzentwandels auffassen. Sie stammen meist aus der altdeutschen Rechtssprache und entstehen gelegentlich neu in Merk- oder Werbesprüchen, Buch-, Film- und Schlager-titeln.

Eine weitreichende Wirkung hatte der Akzentwandel in der fortschreitenden Abschwächung der unbetonten Silben. Da die Ausspracheenergie auf die Wurzelsilben konzentriert wurde, hat schon im Altgermanischen der Vokal- und Konsonantenstand der Endsilben Reduktionen erlitten, ein Prozeß, der sich später in verschiedenen Stadien der germanischen und deutschen Sprachentwicklung wiederholt. So finden wir z. B. nirgends mehr eine Spur des unbetonten *i*, das im Ie. für den

Auslaut der *mi*-Verba charakteristisch war (vgl. griech. τίθημι ‚ich setze‘, ind. *bhārāmi*, ‚ich trage‘ gegenüber ahd. *salbōm* ‚ich salbe‘). Ebenso wenig hat sich das *e*, das die zweite Person sg. des Imperativs auszeichnete, erhalten (lat. *lege*, griech. λέγε ‚lies!‘, gegenüber got. *bair*, ahd. *bir*, ags. an. *ber* ‚trage!‘ usw.). Diese Tendenz zur Abschwächung geht ständig weiter (vgl. III, 2 und IV, 1). Der Akk. pl. von ‚Tag‘ entwickelt sich von ie. **dhogons*, got. *dagans* über ahd. *taga* zu mhd. nhd. *Tage* und in manchen dt. Mundarten sogar bis zu *dag*. Wenn wir noch in jüngster Zeit beobachten, daß seit dem Ende des 19. Jh. in vielen Fällen das Dativ-*e* geschwunden ist oder daß in der heutigen Umgangssprache *wir haben* meist zu *wir ham* abgeschwächt wird, so sind das ursächlich keine sprachgeschichtlichen Zeiterscheinungen, sondern noch immer Folgen des germ. Akzentwandels.

Die Akzentballung auf der Wurzelsilbe ist schließlich auch die tiefere Ursache für so viele Lautwandlungen, die später in den germ. Sprachen in schrittweiser Entfaltung und mit zeitlichen wie räumlichen Phasenunterschieden die Wurzelsilbenvokale umgelauteet, gedehnt, monophthongiert oder diphthongiert haben.

Der ‚Umlautung‘ genannte Vorgang ist eine Korrelationswirkung der Schwächung der Endsilbenvokale in der Weise daß der Stammsilbenvokal von der Qualität des Folgesilbenvokals beeinflußt wurde. Schon in altgerm. Zeit entstanden auf diese Weise die Stellungsvarianten (Allophone) *i/e*, *u/o*, *iu/eo*, ersteres jeweils, wenn *i*, *j* oder *u* in der Folgesilbe stand oder wenn Nasal+Konsonant folgte. Den umgekehrten Vorgang (*e*, *o* statt *i*, *u*, wenn *a*, *e*, *o* in der Folgesilbe) nannte J. Grimm ‚Brechung‘. Dieser kombinatorische Lautwechsel wirkt noch resthaft in dt. Alternationspaaren nach wie *nehmen/nimmst* (ahd. *neman/nimist*), *ober-/über* (ahd. *obar/ubir*) und (veraltet) *fliegen/fleugst* (ahd. *fliogan/fliugist*). Zu eigenen Phonemen wurden diese Allophone erst dann, wenn die den Wechsel bedingenden lautlichen Umgebungsverhältnisse durch Endsilbenabschwächung geschwunden waren (vgl. III, 2 zum *i*-Umlaut!). Über die ersten Monophthongierungen und Diphthongierungen vgl. II, 1 Ende!

Der Endsilbenverfall brachte auch Verluste im Flexionssystem, oder vorsichtiger ausgedrückt: Der für die ie. ‚Ursprache‘ durch Summierung aus den Einzelsprachen abstrakt rekonstruierbare (aber für die nicht überlieferte ie. Vorstufe des Germanischen keineswegs nachgewiesene) Reichtum an Flexionsendungen ist in den germ. Dialekten schon zu Beginn der Überlieferung nicht anzutreffen. Weder der ie. Ablativ und Lokativ noch die Dualformen des Substantivs sind im Germanischen lebendig geblieben, und in der Konjugation sind ganze Formengruppen, wie der im Germanischen durch Optativformen ersetzte Konjunktiv, der Aorist und das Imperfekt, das Futur und das Passiv, bis auf wenige verdunkelte Reste ausgestorben. Auf der anderen Seite entstanden neue Flexionsmöglichkeiten, die zwar zum Teil schon innerhalb des Indoeuropäischen in Ansätzen vorhanden waren, aber erst im Germanischen zu ausgebildeten grammatischen Kategorien geworden sind. Die *i*- und die *n*-Deklination bilden für das feminine Geschlecht gesonderte Paradigmen aus, die *n*-Stämme auch für das neutrale. Eine Neuerwerbung auf dem Gebiet der Adjektivflexion bildet die Entstehung der schwachen Deklination aus den ie. *n*-Stämmen, die hauptsächlich zur Bezeichnung von Personen und infolgedessen auch zur Bildung substantivierter Adjektiva verwendet wurden. Im Germanischen ist dieser Prozeß so weit gediehen, daß man von jedem Adjektiv Nebenformen auf *n* bilden konnte. Bei den Verben verzeichnen wir als germanische Neuerungen die Ausbildung des ie. Ablauts zu einem wirklichen System, das die Flexion der starken Verba beherrscht, und die Entstehung eines völlig neuen Flexionstypus, der schwachen Konjugation mit einem Dentialsuffix.

Im allgemeinen und im weiteren Verlauf überwog jedoch der akzentbedingte Flexionsschwund. Der Rückgang oder Untergang flexivischer Kategorien, wie wir es noch in jüngster Zeit beim dt. Genetiv oder Konjunktiv beobachten können, bedeutet aber durchaus nicht so etwas wie ‚Sprachverfall‘ oder ‚Verarmung‘. Der sprachökonomische Abbau flexivischer Mittel wurde meist ausgeglichen durch die Verwendung ganz neuer Mittel: Hilfsverben wie *werden*, *sein*, *haben*, *würde* für

Passiv, Futur, Perfekt, Konjunktiv, die sich im Laufe des Mittelalters durchsetzten; oder Präpositionen anstelle von Kasus (z. B. *ich erinnere mich seiner* > *an ihn, Vaters Haus* > *das Haus von Vater*). Auch die Notwendigkeit des Personalpronomens (ahd. *nemames*, *nemant* > nhd. *wir/sie nehmen*) und die Ausbildung des Artikels (ahd. *gebā*, *gebōno*, *gebōm* > nhd. *die/der/den Gaben*) sind neue Mittel, die seit Beginn der Überlieferung allmählich fest werden, um die grammatische Leistung verlorengegangener oder unkenntlich gewordener Flexionsendungen zu übernehmen. Das Schwergewicht der Grammatik neigt von der Wortbeugung mit Endungen immer mehr zur Wortfügung mit Geleitwörtern, wobei oft feinere semantische Differenzierungen entstanden (Aktionsarten, durch Präpositionen ausgedrückte logische Relationen, usw.). Das ist die sprachtypologische Tendenz zum analytischen Sprachbau, die sich im Englischen, Friesischen und Niederländischen noch stärker ausgewirkt hat als im Deutschen. Am weitesten fortgeschritten ist in dieser Hinsicht das Afrikaans, die Sprache der nach Südafrika ausgewanderten Niederländer, heute 1. Landessprache der Südafrikanischen Republik (vgl. Textprobe 11!). Ursache oder zumindest beschleunigender Faktor dieser Entwicklung ist der germ. Akzentwandel.

Auch der Wortschatz, den wir durch Vergleichung der germanischen Sprachen als gemeingermanisch erschließen können, weist dem Indoeuropäischen gegenüber wesentliche Verschiedenheiten auf. Viele gemeingerm. Wortstämme lassen sich in den anderen ie. Sprachen nicht nachweisen, vor allem im Rechts- und Kriegswortschatz, z. B. *Adel*, *Dieb*, *dienen*, *Ding*, *Sache*, *Schwert*, *Schild* und die germ. „Kampf“-Wörter *hild-*, *gunþ-*, *haþu-*, *wīg-*, die besonders in Personennamen fortleben, ferner im See- und Schiffahrtswesen, das den germ. Meeresanwohnern nahelag (z. B. *See*, *Haft*, *Schiff*, *Segel*, *Steuer*), und — damit zusammenhängend — die Bezeichnungen der Himmelsrichtungen, die später auch andere Sprachen wie das Französische aus dem Germ. übernommen haben. Auffällig ist auch, daß so viele germ. Wörter mit anlautendem *p-* (hochdt. *pf-*) sich kaum etymologisch erklären lassen, zumal das lautgesetzlich vorauszusetzende ie. *b-* nur sehr selten vor-

kommt. Es ist die Frage, ob dieser germ. Eigenwortschatz auf vorindoeuropäischem Substrat (unterworfenen Vorbevölkerung) beruht oder auf eigener Wortschöpfung im Laufe der zwei Jahrtausende, die zwischen der Zeit ie. Gemeinschaft und der ersten Überlieferung germ. Sprache (um die Zeitwende) liegen.

3. Römischer Spracheinfluß

Gleichzeitig mit den ältesten genaueren Nachrichten über Germanien überliefern uns römische und griechische Schriftsteller auch die ersten germanischen Sprachzeugnisse. So finden wir bei Cäsar *urus* ‚Auerochs‘, *alces* ‚Elch‘, bei Tacitus *framea* ‚eine Art Speer‘, *glaesum* ‚Bernstein‘ (mit nhd. *Glas* verwandt), bei Plinius *ganta* ‚Gans‘ und (durch kelt. Vermittlung) *sapo* ‚Schminke‘ (davon nhd. *Seife*). Die engen Berührungen zwischen Römern und Germanen, durch Handel, Gefangenschaft, Hilfsdienst oder Ansiedlung, vor allem im römischen Besatzungsgebiet Germaniens, mußten zum gegenseitigen sprachlichen Austausch führen. Daß der germanische Einfluß auf das Lateinische, vor allem in den niederen Schichten der Bevölkerung, größer war als die literarischen Quellen es verraten, geht aus zahlreichen germanischen Wörtern hervor, die sich vom Vulgärlatein her über das ganze romanische Gebiet (meist mit Ausnahme des Rumänischen) verbreitet haben. Hierher gehören Waffennamen wie altfrz. *brand*, it. *brando* ‚Schwert‘ (an. *brandr*, ags. *brand*, mhd. *brant*), altfrz. *heaume*, it. *elmo* ‚Helm‘, altfrz. *gonfalon*, it. *gonfalone* ‚Fahne‘ aus germ. **gunþ-fanan* ‚Kampffahne‘ (ahd. *gundfano*). Auffallend ist die große Anzahl von Farbenbezeichnungen, die aus dem Germanischen ins Romanische eingedrungen ist, wie it. *bianco*, frz. *blanc* ‚weiß‘, it. *bruno*, frz. *brun* ‚braun‘, it. *grigio*, frz. *gris* ‚grau‘ (etymologisch unserm *Greis* entsprechend), it. *biavo*, altfrz. *blou* ‚blau‘, it. *biondo*, altfrz. *blond* ‚blond‘ (< germ. **blunda*, seit Anfang der Überlieferung nicht mehr bezeugt, im 17. Jh. aus dem Frz. ins Dt. rückentlehnt). Der germanische Einfluß gerade auf diesem Gebiet erklärt sich wohl daraus, daß einzelne Wörter Ausdrücke der Mode waren, wie uns ja ausdrücklich bezeugt ist, daß Römerinnen die rötlichblonden Haare der

germanischen Frauen bewunderten und zu Perücken verwendeten. Im übrigen ist darauf hinzuweisen, daß die Kunst, aus einheimischen Pflanzen schöne und dauerhafte Farbstoffe herzustellen, wenigstens bei den Germanen des Nordens noch heute auf einer hohen Stufe steht und aller Wahrscheinlichkeit nach auf uralten Erfahrungen beruht.

Unvergleichlich stärker als der Einfluß des Germanischen auf das Lateinische waren die Wirkungen, die die Bekanntheit mit den Römern und ihrer Kultur auf die Germanen und ihre Sprache ausübte. Man hat das Lehnwort der dt. Sprache aus dem römischen Latein auf etwa 550 Wörter geschätzt. Bemerkenswerterweise gehören nur wenige Lehnwörter dem Gebiet des Kriegswesens an: *Pfeil* (aus lat. *pilum*), *Kampf* (*campus* ‚Schlachtfeld‘), *Wall* (*vallum*), *Pfahl* (*palus*), *Straße* (*via strata*), *Meile* (*milia passuum*); ebenso wenige dem Staats- und Rechtsleben: *Kaiser* (*Caesar*), *Kerker* (*carcer*), ahd. *kōsa* ‚Rechtshandel‘ (*causa*), *Zoll* (vulgärlat. *toloneum*). Sicher sind es ursprünglich noch viel mehr gewesen, die sich nicht über die Völkerwanderung hinaus erhalten konnten.

Weit größer ist aber die Anzahl der erhaltenen Lehnwörter, die sich auf verschiedene Gebiete des friedlichen Verkehrs beziehen; aus dem Handel: *kaufen* (lat. *caupo* ‚Gastwirt‘), *Pfund* (*pondo*, Abl.), *Münze* (*moneta*), *Markt* (*mercatus*), *eichen* (*aequare*), *Kiste* (*cista*), *Karren* (*carrus*); aus dem vorbildlichen römischen Garten- und Weinbau: *pflanzen*, *pfropfen*, *impfen*, *pflücken*, *Birne*, *Kirsche*, *Pflaume*, *Pfirsich*, *Kohl*, *Zwiebel*, *Rettich*, *Kümmel*, *Wein*, *Becher*, *Kelter*, *Bottich* usw. Da die Römer den steinernen Hausbau in Deutschland eingeführt haben, verdanken wir ihnen auch Wörter wie *Mauer*, *Ziegel*, *Kalk*, *Mörser*, *Pfeiler*, *Pforte*, *Fenster*, *Kamin*, *Kammer*, *Keller*, *Küche* und viele andere, wie auch Bezeichnungen der römischen Bequemlichkeit im Innern des Hauses: *Tisch*, *Schrein*, *Spiegel*, *Pfanne*, *Trichter*, *Kerze*, *Kissen* usw. In west- und süddt. Mundarten lassen sich noch heute viele solcher römischen Überreste entdecken, wobei sich sogar Raumverhältnisse römischer Wirtschaftsgeographie in heutiger Wortgeographie widerspiegeln können.